

17
Ein Klassiker.
Sebastian Niederhagen

8
Indian Summer.
Hermann Josef
Brochhagen

14
In meinem Traum.
Christiane Loewenstein

18
Mein erfüllter
Traum:
Aktiver
Teilnehmer im
Rosenmontagszug.
Willi Ackermann

20
Traumjob Model:
Confidence
und Attitude
Heike Pohl

6
Träume.
Johanna Pofahl

21
Eine Nacht in Verona.
Ingrid Zimmermann

4
Besser gleich zum Arzt.
Heike Pohl

Editorial:



Verehrte Damen und Herren,
geschätzte Leserinnen und Leser,

„Nenne dich nicht arm, wenn deine Träume nicht in Erfüllung gegangen sind. Wirklich arm ist nur der, der nie geträumt hat“, mit diesem lebensklugen Zitat von Marie Ebner-Eschenbach möchte ich Ihnen unsere Frühlingausgabe des BRR-Journals an Herz legen. In diesem Heft befassen sich unsere Autorinnen und Autoren mit Träumen, Träumereien und Traumhaftem auf vielerlei Weise.

Der Begriff Traum meint zwar im Ursprung das, was wir Menschen während unserer Schlafphasen erleben, darf aber auch gerne im Sinne von Tagträumen verstanden werden, mit denen wir uns ausmalen, was uns glücklich machen würde, was wir gerne erleben würden oder gar als Ziele für unser Leben begreifen. Schließlich lässt es sich auch prima mit offenen Augen träumen. So manche Vorstellung bleibt zwar ein Leben lang, und vielleicht sogar auf eine Art gewollt, unerfüllt. Ist dabei aber ein Ideal, eine Aussicht, die uns gleichzeitig beflügelt und motiviert, eine treibende Kraft, oder vielleicht auch einfach eine Art Sehnsuchtsort, wohin wir uns in Gedanken begeben können, wenn uns danach ist.

Auf die nächtlichen Träume haben wir wenig Einfluss, bei unseren Tagträumereien hingegen sind wir Autor und Protagonist in Personalunion und haben es selbst in der Hand, ob wir eher zum ganz Großen und Unerreichbaren oder der kleineren und greifbareren Freude neigen.

Einer meiner kleineren Träume im Sinne dessen, herbeigesehnt worden zu sein, wird in diesen Tagen jedenfalls wahr: Endlich haben wir den langen und nassen Winter hinter uns und der Frühling zwitschert uns durch jedes geöffnete Fenster entgegen.

Freuen Sie sich mit mir auf ein traumhaftes Lesevergnügen und auf die helle, freundliche und warme Jahreszeit,

Ihre

Susanne Rönnau
Direktorin und Herausgeberin

Das Thema:

Besser gleich zum Arzt.

von Heike Pohl



Neulich früh hat sich an meinem Bein, also ziemlich genau vom Knie über die Wade bis hin zur Fessel, die Haut auf ganz merkwürdige Weise verändert. Sie schwoll partiell an, sodass eine Art Wasser-schlauch unter der Haut implementiert schien. Es war aber kein Fremdkörper zu spüren oder zu erkennen, sondern eben nur meine Haut, die sich in einer Art Wulst wölbte.

Ich würde nicht sagen, dass ich direkt panisch geworden bin, aber mit der Angst habe ich es dann zu tun bekommen. An manchen Stellen wurde die Haut schon transparent durch die Dehnung und ich habe mir eingebildet, ein flinkes Tier wahrzunehmen, dass durch diesen „Hauttunnel“ rauf und runter – ja schwamm. Glitt? Sich schlängelte?

Egal. Was ich sah, reichte mir, um direkt und unter Verzicht auf jegliche Erklärungen oder Umwege zum Arzt ins nächste Dorf zu fahren.

Der war außerordentlich gelassen. Also zu gelassen für meinen Geschmack.

Aber gut, wer weiß, was passiert wäre, wenn der Mann sich so aufgeregt gegeben hätte, wie ich mich?

Ich sollte mich also auf den Behandlungstisch setzen, das betroffene Bein hochlegen und – bitte! – in die andere Richtung sehen, während er sich „die Sache mal genauer ansehen“ wollte.

Noch mehr beunruhigt hat mich, dass er erst nach einer weiteren und dann sogar nach einer dritten Schwester rief, während ich versucht habe herauszufinden, ob die Frau an der Wand im Goldmosaik von Klimt eigentlich liegt oder steht und ob es für diese merkwürdig verrenkte Haltung, warum winkelt sie

ihre rechte Hand so seltsam an? – eine logische Erklärung gibt?

Trotz dieser Ablenkung bekam ich haargenau mit, dass die da hinter mir zu viert auf mein Bein starrten, sehr leise sprachen und schließlich auch den Luftzug, als erst eine und dann eine andere verschwand, um gleich darauf wieder aufzutauchen, während der Doktor auf meiner Haut heruntastete und vor sich hinmurmelte.

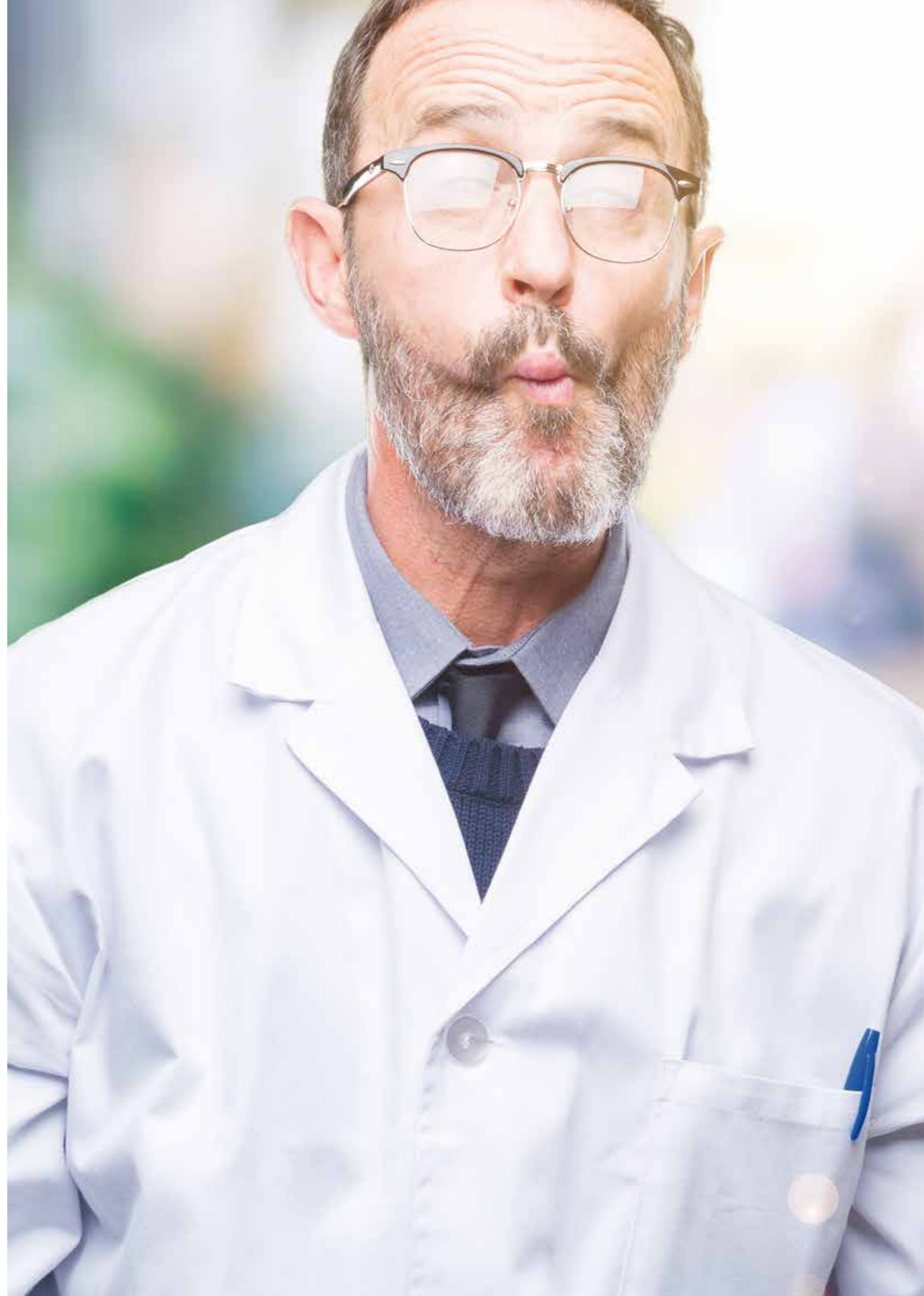
Schließlich sagte er zu mir, es würde jetzt gleich ein bisschen weh tun, das sei aber nicht arg. Er wolle auf eine Betäubung verzichten (um nicht zu tief zu schneiden!) und mit Chance kämen die kleine Schildkröte und ihr fünfköpfiger Nachwuchs, die sich da in mein Bein verirrt hätten, auch gleich heraus und ans Tageslicht. Dann würde er noch desinfizieren – das Bein, nicht die Kröten, ich schwöre, bei dem Satz hat der Mann gelacht, und der Rest verheile dann von selbst.

Es schmerzte tatsächlich nicht sehr und ich war positiv überrascht und dankbar für die schnelle Diagnose und Hilfe. Die Nebenwirkungen von Narkosen sind ja auch nicht zu unterschätzen. Und dass die kleinen Schildkröten gerettet werden konnten, fand ich auch wunderbar.

Ich dachte dann noch, dass ich das unbedingt jemandem erzählen müsse, obwohl mir das je eh keiner glauben würde, und dann wurde ich auch schon wach, weil der verdammte Wecker klingelte.

Jetzt wissen Sie also Bescheid: Nicht lang selbst rum-machen. Bei Schildkröten im Bein am besten direkt zum Allgemeinmediziner. Der weiß genau, was zu tun ist und was nicht.

Und was träumen Sie so?



Das Thema:

Träume.

von Johanna Pofahl

Wenn man von Träumen spricht, denkt man meist an Träume, die einem im Schlaf begegnen und die mit dem Erwachen wieder verschwunden sind. Von solchen Träumen kann ich nicht berichten, denn als Kind hatte ich bereits einen so tiefen und festen Schlaf, dass ich nicht geträumt habe. Meine Träume beginnen erst in der Schulzeit und haben etwas mit Fantasie, mit Tag- oder Wunschträumen zu tun.

Meine Lieblingsfächer waren Heimatkunde, Erdkunde und Geschichte; alle Zeitalter hatten etwas zurückgelassen, die Eiszeit riesige Findlinge, spätere Generationen Hünengräber und Urnen, daraus war der wundervolle pommersche Höhenrücken entstanden, mit seiner Natur aus Wäldern, Seen und Hügeln, also viel Gelegenheit zum Träumen.

In der Oberstufe kamen Landkarten dazu. Auf der Deutschlandkarte waren die Großstädte große rote Punkte, z.B. Hamburg, Frankfurt, Köln, München, die wir im Unterricht kennenlernten mit ihren Sehenswürdigkeiten und ihren Bedeutungen. Damals waren die Rheinlieder ganz modern und ich träumte mich dorthin, um es gleich wieder zu verwerfen, das war unmöglich. Wie sollte man ganz aus dem Osten dort hinkommen, bei der Entfernung? Ein Wunschtraum! Als ich dann 1953 mutterseelenallein und verloren

auf dem Bahnhofsvorplatz in Köln stand, umgeben von dem großen schwarzen Dom und Häusern, die Ruinen glichen, heimatlos, arbeitslos und mittellos, in der Hand eine Tasche mit meinen ganzen Habseeligkeiten, einem Entlassungsschein aus einem Flüchtlingslager in Niedersachsen und mit der Weisung, mich auf einem Arbeitsamt zu melden, fiel mir plötzlich mein Wunschtraum ein.

Ich war verzweifelt, so hatte ich mir das nicht vorgestellt. Wie sollte ich in einer Großstadt wie Köln ein Arbeitsamt finden? Doch damals fuhr noch die Straßenbahn über den Vorplatz und ich dachte, der Fahrer könne mir vielleicht helfen. Ich sprach ihn an, da lernte ich sofort die Mentalität, die Hilfsbereitschaft und die Freundlichkeit der Rheinländer kennen. Er lächelte mich an und sagte: „Da häste Jlück jehatt Mädchen; ich fahr och in die Richtung. Kumm rin und setz dich. Ich sach dir, wann du usstieje musst“.

Eine halbe Stunde später war ich im Arbeitsamt; dort ging alles sehr schnell und am Abend hatte sich bereits mein Wunschtraum erfüllt, der bis heute gilt: im schönen Rheinland zu leben. Es ist inzwischen meine zweite Heimat geworden.

Johanna Pofahl, Jahrgang 1932, wohnt seit 2010 in der Bergischen Residenz Refrath



Das Thema:

Ein Traum? Ein Traum: Indian Summer in den Neuenglandstaaten.

von Hermann Josef Brochhagen



Als Jugendliche vor etwas mehr als 70 Jahren lasen meine Brüder und ich mit großer Begeisterung Karl Mays Geschichten von Winnetou und Old Shatterhand, die Erlebnisse von Daniel Boone als Waldläufer, Pfadfinder und später als Lederstrumpf mit seinem Freund Chingachgook, dem letzten Mohikaner, und dessen Sohn Uncas. Es wurde unsere Überzeugung: Man muss es gesehen und erlebt haben, dieses Land voller Abenteuer und den noch lebenden Abenteurern und Revolverhelden Billy Jenkins und Tom Prox. Später folgte dann die Wahrnehmung der Wirklichkeit der Kriege zwischen Engländern und Franzosen, auf beiden Seiten unter Einbeziehung indianischer Stämme, die Freiheitskriege der Indianer unter Sitting Bull, Red Cloud oder Crazy Horse, vor allem gegen General Custer. Und dann kamen die Erzählungen vom Indian Summer in Vermont und New Hampshire, der Trappfamilie und anderen Einwanderern, von Blizzards in den Plains, von Postreitern wie Buffalo Bill, von mehreren hundert Jahren alten Mammutbäumen usw. hinzu.

Kurzum, dieses Land musste man durchfahren, erleben, mit den Menschen reden. Allerdings war es schon mit einem Blick auf die Landkarte klar, dass man ein Land mit der Breite von vier Zeitzonen nicht einfach so bereisen kann. Also starteten wir 1999 im Alter von über 60 Jahren (arithmetisches Mittel von 58, mein Bruder, und 63 gerade pensioniert) endlich unsere erste Reise nach Amerika in die Neuenglandstaaten zum Indian Summer.

Gut geplant, für dreieinhalb Wochen auf eigene Faust mit dem Mietwagen ab Boston (Teaparty im Hinter-

kopf). Erste Überraschung bei Ankunft in Boston: Alles wie zuhause! Mit dem Taxi zum Quincy Best Western 15 Minuten, mit öffentlichen Verkehrsmitteln ca. 1,5 bis 2 Stunden. Zweite Überraschung: Smalltalk mit dem Rezeptionisten im Hotel: Er hatte drei Jobs, hauptamtlich bei der Post, abends hier im Empfang und manchmal noch nachts. Die Frage nach wieviel Stunden in der Woche verkniff ich mir.

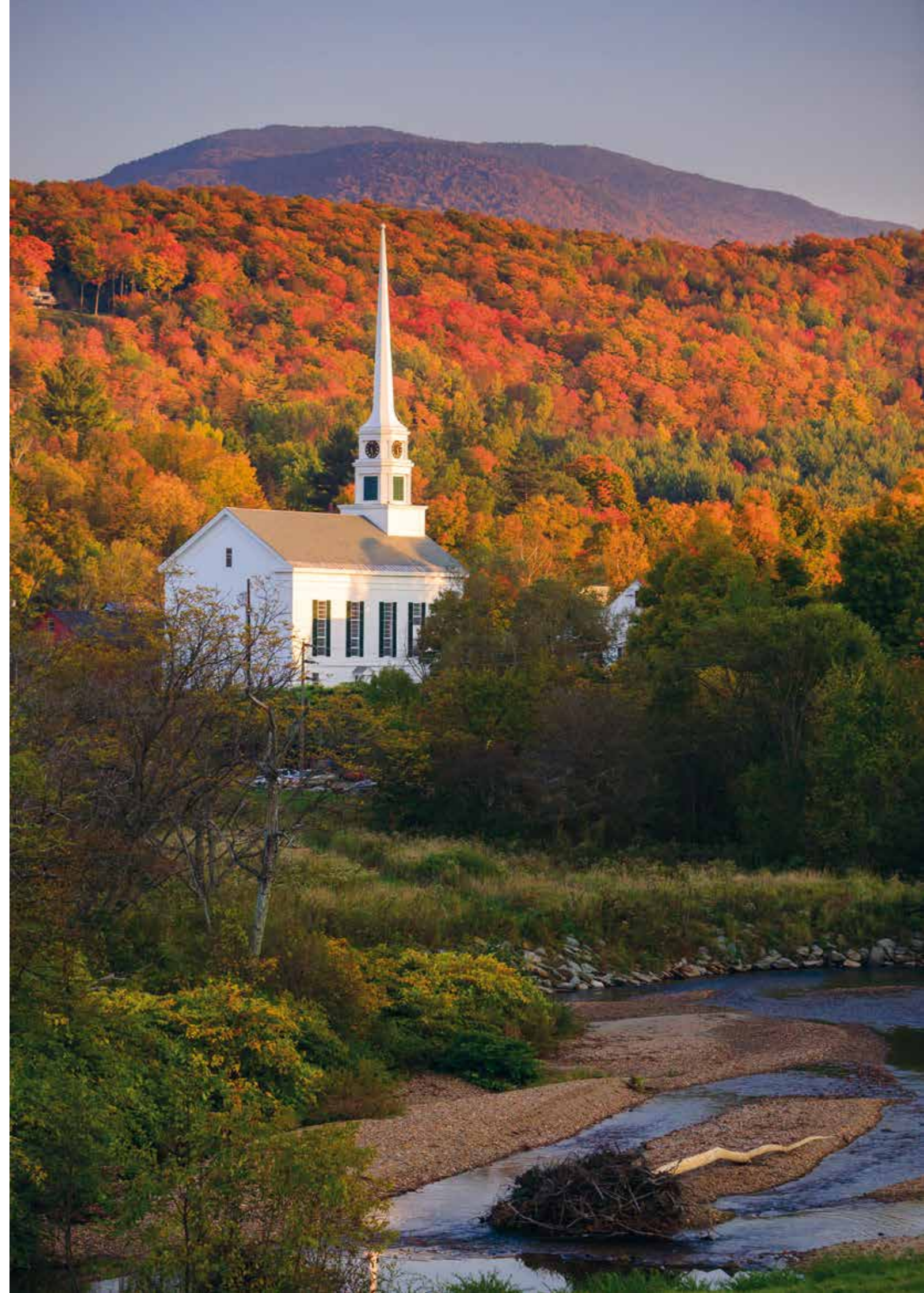
Natürlich machten wir in dieser historischen Stadt eine Stadtrundfahrt. Der Fahrer informierte über alle wichtigen Gebäude; wann sie gebaut wurden und vor allem darüber, wieviel sie damals gekostet haben. Die Millionen Dollar prasselten nur so auf uns

„Erste
Überraschung:
Alles wie
zuhause“

herab. Beeindruckend auch: Alt und neu, Guinnessläden und Hochhäuser nebeneinander, die alte Fregatte der Boston Teaparty, das Hafengelände mit den Lobsterhallen. Wir verließen den Bus am von oben bis un-

ten verglasten Hancocktower, an dem sich grandios die Gebäude der Umgebung spiegeln, fuhren auf die 60. Etage, 225 Meter hoch, und auf die geschlossene Aussichtsplattform und genossen einen fantastischen Blick über die Stadt und die gewaltige Hudson Bay. Nicht zu vergessen der Quincy-Market und in der Nähe das Gebäude mit der Treppe, an der die West Side Story verfilmt wurde.

Nächster Tag: Mietwagen abholen, alles easy. Ein Autogramm, einsteigen in den Buick, Automatik, Klimaanlage, alles selbstverständlich. Nur noch ein Hinweis: Full tank back. Ich verglich mit der Bürokratie bei uns. Aber ehe ich zu Ende gedacht hatte, waren wir schon unterwegs, vorbei an kleinen Ansiedlungen, um 1750 im Country Stil erbaute, inzwi-



schen sehr renovierungsbedürftige Holzhäuser. Die Abstände würde man bei uns als freie Bauflächen bezeichnen; es gab keine Vorgärten, keine Zäune, dafür viele verrottende Autos und herumliegende Gegenstände. Es herrschte ja kein Platzmangel. Gepflegt und ungepflegt lagen nebeneinander. Um die ersten Eindrücke zu vervollständigen: Wir wollten etwas essen in einem Lokal. „Wait to be seated!“ Wir mussten unsere Namen in eine Liste eintragen und bekamen einen Platz zugewiesen. Da uns das immer wieder begegnen würde, erfragten wir eine Begründung. Die Bedienung lebt vom Trinkgeld, mindestens 10%, und es sollen auch die Kellner, die nicht an Fensterplätzen oder ähnlich bevorzugten Sitzen bedienen, die gleichen Verdienstchancen haben.

Wir erreichten den Arcadia National Park in Maine und machten eine Rundfahrt über das Mount Desert Island mit einem grandiosen Ausblick über das stahlblaue Wasser und die Inseln drumherum. Erste farbige Bäume kündigten sich an. In Bar Harbor, der größten City mit ca. 5000 Einwohnern, wollten wir Lobster essen. Aber als wir das genussliche Gematsche der anderen Gäste mit Riesenservietten und Handwaschbecken am Tisch sahen, verzichteten wir lieber. Am Mooseheadlake, 60 km lang und 40 km breit, machten wir einen Rundflug über eine traumhaft farbige Waldlandschaft. Es ist das größte Wildnisgebiet in Maine mit Schwarzbären, Wölfen und ca. 4000 Elchen. Wir haben drei davon gesehen.

Am nächsten Tag fuhren wir eine Abzweigung über eine Schotterstraße durch Wald mit strauchartigem, rotfarbigem Gebüsch und jungen Bäumen bewachsen, und durch eine rötlich gefärbte Landschaft. Allmählich begann unser Traum wahr zu werden.

Wir erreichten durch bunte Wälder die kanadische Grenze. Problemlose Weiterfahrt in Richtung Quebec. Die Straße führte schnurgerade nach Norden, in einem ständigen Auf und Ab gleich Sinuswellen, und erlaubte fantastische Weitblicke auf die nächsten sieben bis acht Hügel und über ca. 160 km Strecke. Die kleinen Ortschaften waren piccobello und gepflegt, gänzlich anders als in den USA. Die Holzhäuser schienen frisch gestrichen und kontrastierten im Weiß herrlich mit den Farben der Natur. Hier lebte eine frankophone Bevölkerung aus den Einwandererzeiten bis ca. 1690. Es wunderte nicht, dass jeder Ortsname mit „Saint“ begann.

Und dann Quebec, zunächst große, weiträumig angelegte Industrieanlagen, dann ebenfalls weiträumig angelegte Einkaufs- und Wohnbereiche, durchzogen von mehrspurigen Straßen. Als Fußgänger hast du keine Chance, die Straßenseite zu wechseln. Aber dann: Wir blickten bei strahlendem Sonnenschein und sprachlos von unten auf Schloss Frontenac und nach einer Weile von dort herunter auf die Altstadt und den 60 Meter tiefer liegenden, azurblauen, mächtigen, träge dahinfließenden Sankt-Lorenz-Strom. Man hätte Tage hier sitzen und nur staunen mögen.

Es herrschte eine heitere, fröhliche Stimmung. Wir saßen auf der Dufferin-Terrasse. Die Atmosphäre war angereichert durch Gaukler und Musikanten. Ein Geiger spielte in irischem Stil, manche Personen tanzten dazu. Vor dem Sockel des Denkmals von Champlain stand in weißer Kleidung und kreideweißem Kopf mit ebenso kreideweißem hochgestrecktem Arm und Zeigefinger bewegungslos und starr ein junger Mann. Ein lustiges Bild. Gab man eine oder gar zwei Münzen in ein Körbchen, erfolgt eine tiefe

„Minkwale,
Finnwale,
Weißwale,
Seehunde“

Verbeugung mit unnachahmlicher Grandezza. Ich habe nie wieder eine Figurendarstellung gefunden, die so lange unbeweglich stehen konnte wie dieser junge Mann.

Wieder auf Tour, erlebten wir den faszinierenden Wechsel von Berg und Tal auf schnurgerader Strecke. Wir machten Rast an einem See, dessen Ufer rundherum bis an das Wasser bewaldet waren. Und plötzlich waren wir in unserem erträumten Indian Summer angekommen! Alles Bisherige war ein Nichts gegenüber dieser Farbenpracht. Sollten wir überhaupt weiterfahren? Schließlich blieben wir länger als gedacht, wir waren einfach überwältigt und fotografierten dasselbe Bild immer wieder weil wir meinten, immer wieder neue Farbkonstellationen zu sehen.

Schließlich fuhren wir doch weiter. Wir konnten Ebbe und Flut am Fluss beobachten und ein Schiff lag auf dem Trockenem. Und plötzlich kam Hektik auf. Wir sahen ein Schiff, abfahrtbereit zum Whal Watching. Das Schiff war vollbesetzt, Touristenbusse hatten „abgeladen“. Wir fuhren eine halbe Stunde stromabwärts. Der Sankt-Lorenz war hier einige Kilometer breit. Rund um uns eine Reihe kleinerer Schiffe und etliche Schlauchboote, waren plötzlich Fontänen zu sehen. Minkwale, Finnwale, Weißwale, Seehunde, wie man uns erklärte. Nicht einzeln, nein ganze Ru-

del, die das Plankton, das die Flut hereingespült hatte, fraßen. Ein Wal schwamm auf dem Rücken liegend unmittelbar am Schiffsheck vorbei. Ich bewunderte die Personen in den Schlauchbooten, die zwischen den Walen hin und her fuhren. Das Ganze dauerte ca. drei Stunden!

Am nächsten Tag beobachteten wir an einem Feld die Landung von Schneegänsen. Als sei es abgesprochen gewesen, landete eine V-Mannschaft nach der anderen kreischend. Der folgende Morgen überraschte uns: Die Gänse waren um 9 Uhr immer noch da und der Gestank und das Gekreische unerträglich.

Wir fuhren durch eine Landschaft, die zum Bleiben schön war, fast ohne Verkehr. Durch den Nationalpark de La-Mauricie erlebten wir wunderbare Natur. Wir konnten gar nicht so viele Verschiedenheiten und so viel Farbenpracht fotografieren. Fast jeder Meter bot ein anderes Bild. Wir bewegten uns in einem Gebiet von 370 Quadratkilometern, in dem es Bären, Elche und Wölfe gab. Gegen eine Gebühr von 1000 Dollar kann man zur Jagdzeit einen Jagdschein erwerben. Wir besuchten ein Holzfallercamp (Museum). Es zeigte die Geschichte der Trapper und Holzfäller von 1850 bis 1950. Hier konnte man eindrucksvoll die Minimalausstattung einer Trapperhütte ansehen:

„Are
you
drinkers?“

eine Holzpritsche (querliegende Birkenstämmchen) mit Heusack, eine Feuerstelle mit Pfanne, Säge, Beil, Kleinwerkzeug wie Messer und Schärfgegenstände, ein Dreibeinstuhl! Fertig.

Nach einem verregneten Tag in Montreal erreichten wir bei den Thousand Islands Gananoque. Zwischendurch machten wir einen Abstecher zum Upper Canada Village, einem „lebenden Museum“, vergleichbar den Pilgervätern um die Mayflower mit Plymouth Plantation, nur eben Kanada like. Schade, sie machten um 17 Uhr dicht. Dennoch, wir sahen, wie in der Weberei mit Disteln, auf einer Walze aufgebracht, die Wollstoffe wunderbar weich aufgeraut werden. Wir durften an einer Unterrichtsstunde teilnehmen. Die Kinder repetierten gerade Vokabeln im Takt, erstaunlich konzentriert in lockerer Atmosphäre.

Das Wetter war wieder wunderbar! Also machten wir mit einem Boot einen dreistündigen Ausflug durch die Thousand Islands. Aber es hätte noch gerne länger dauern können bei den etwa 1700 Inseln. Mitten durch die Inselwelt und den Lorenzstrom verläuft die Grenze zwischen den USA und Kanada. Auf etli-

chen der kleinen Eilande standen Häuser oder Villen oder sogar kleine Schlösser, je nach Prominenz oder Wohlstand der Besitzer. Das bekannteste Gebäude ist das Boldt Castle. George Boldt, ein mittelloser Einwanderer, begann 1898 mit dem Bau. Durch seine Salatsoßen erlangte er in Feinschmeckerkreisen Berühmtheit und war schließlich Besitzer eines Waldorf Astoria Hotels. Hervorzuheben (eigene Erfahrung) ist die in Kanada und USA bekannte Soße „Thousand Islands“.

Wir erklimmen an der International Bridge den Skydeck Tower und bestaunten noch einmal die Inselwelt aus der Höhe. Über eine zweite Brücke gelangten wir in die USA. Zollformalitäten: Eine nette, hübsche Zollbeamtin fragte: „Have you anything to declare?“ „No“ „Have you cigarettes?“ „We are no smokers.“ „Are you drinkers?“

Die Sonne strahlte und die USA erwiesen uns wieder ihr landschaftlich herrliches, im Verhalten der Menschen unordentliches Gesicht. Überall lag wieder Schrott, Autos vergammelten im Wald, Krimskrams lag herum. Schade. Kanada hingegen war ein Muster an Ordnung und Sauberkeit. Am Lake Champlain setzten wir mit der Fähre über nach Burlington und genossen die Überfahrt mit einem Ausblick auf die vom Ufer aus allmählich auf die Hügel ansteigende Stadt, deren hübsche Häuser im Country Style (oder Western Style oder Colonial Style?) erbaut worden waren. Es ist angeblich keine typische Stadt der USA, eher eine europäische, kolonial anmutende Stadt.

Wir waren in Vermont! Der Himmel strahlte blau, Autokolonnen waren unterwegs, es war ja Sonntag und Fall in Vermont!

Wie erzählte ein Amerikaner: Fall in Vermont war für seinen Vater die Zeit der alljährlichen Urlaubsreise. Unterwegs sein in Vermont und die Farben genießen, das war das Leben, wenn man das ganze Jahr hart arbeiten musste. Aber dafür lohnte es sich.

In einem kleinen Ort war die Autoschlange plötzlich zu Ende, doch es kam uns eine entgegen! Da mussten wir doch etwas übersehen haben. Umkehren! Zu *Ben & Jerry's Ice Cream*, einem der größten Eisproduzenten der USA. Verwendet werden nur frische Milch und frische Eier aus Vermont. Hier parkten zu Hunderten Autos auf der Wiese, aus Ohio (Birthplace of America), Massachusetts (The Spirit of America), Louisiana (Sportsman's Paradise), New Hampshire

(White Mountain State), New York (The Empire State), Delaware (First State), New Jersey (Garden State), Maine (Vacationland) – man erkennt sie alle an ihren Spitznamen auf den Autokennzeichen. Sie machten einen Ausflug zum Eisessen. Wir machten also auch eine Eispause.

An manchen Stellen unterwegs beobachteten wir die sogenannten *Leaf Peepers* mit ihren Fotoapparaten zwischen den Bäumen, die Autos im Wald geparkt. Es war schon viel Laub gefallen, aber die Situation änderte sich von 100 km zu 100 km. Das Jahr 1999 war zu trocken gewesen, daher nicht ideal für den Indian Summer – aber wir hatten ihn ja schon blutfarbenvoll andernorts genossen. Wir fuhren mit der Seilbahn auf den Mount Mansfield. In der Höhe war es trotz Sonnenschein kalt. Aber wieder einmal hatten wir eine atemberaubende Aussicht. Im oberen Teil glitzerten bunte Blätter an den Bergbäumen im Raureif. In der Nähe von Stowe (Fotos in allen gängigen Büchern über Vermont zu finden) besuchten wir die „Trapp Family Lodge“, ein luxuriöses Feriendorf. Die Landschaft erinnerte schon ein wenig an Österreich, etwa das Voralpenland oder an das Allgäu.

Die Landschaft wurde wieder flacher, wir fuhren vorbei an landwirtschaftlichen Betrieben. Und es wurde „antique“ verkauft, Dazu gehörten auch rostige Feldgeräte und rostiges Eisen. Schließlich erreichten wir Sherbrooke. Außerhalb des Stadtkerns war alles riesig, die Straßen – die Fußgänger hatten wieder keine Chance, auf die andere Seite zu gelangen –, die Hotelblöcke, die Hausabstände. Im Restaurant zählten wir zehn Fernsehgeräte und einen Großfernseher, alle zeigten ein Football Game.

Am nächsten Morgen schneite es! Hatte der Winter schon begonnen? Am 4. Oktober? Wir hatten natürlich Sommerreifen drauf, also fuhren wir vorsichtig. Unterwegs begegneten wir Autos im Straßengraben, inzwischen waren schon sechs bis acht Zentimeter Schnee gefallen. Er war schwer und nass. Abgebrochene Äste lagen auf der Straße. Aber es war dennoch ein bezauberndes Bild. Die bunten Blätter der Laubbäume leuchteten unter dem Schnee hervor.

Irgendwann ließ der Schnee nach und wir waren in New Hampshire. Die Bauernscheunen und Stallungen hatten jetzt kuppelförmige Dächer. In Gorham fanden wir ein Motel. Gorham war ein Nest. Ganz hässlich! Aber wir hatten uns zu einer *Moose-Safari* angemel-

det. Wir waren 24 Personen im Bus, wir düsten durch die Gegend, aber: kein Elch in Sicht! Wir fuhren weiter über schlechte Straßen durch die Wildnis – die Reisebegleiterin erzählte vom Verhalten der Elche, ihrem schlechten Seh- aber sehr guten Hörvermögen. Auf meine Frage hin meint sie, „cruising“ sei besser als „waiting“ an bekannten Elchplätzen. Und plötzlich wurde ein mächtiger Scheinwerfer eingeschaltet und die Gegend ausgeleuchtet. Kaum zu glauben, da stand doch ein Elch mitten im Pond im Scheinwerferlicht! Riesig stand er da, mit seinen mächtigen Schaufeln. Raus aus dem Bus und fotografieren! Der Fahrer ahmte die Elchlaute nach. Und der Elch wandte sich uns zu! Großer Schreck! Ab ins Auto! Da drehte der Elch ab. An anderer Stelle wiederholte sich das Spiel. Es hatte sich also doch gelohnt.

Wir fuhren durch die White Mountains bis zum Fuß des Mount Washington. Der höchste Berg Neuenglands (2000 Meter) lag im Nebel. Die Railwaystation war eine Wucht. Die alte Lok mit schräg stehendem Kessel wurde gerade mit Kohle beladen und dampfte. Diese alte Zahnradbahn existierte seit 1869. Wir fanden im alten Bahnhofs-Museumsgebäude Bilder aus früheren Zeiten mit alten Arbeitsgeräten. Zum Spaß sausten die Arbeiter am Feierabend mit einem schlitzenähnlichen Gestell (mit Handbremse) die Schiene hinunter.

Wir fuhren zum vielgepriesenen Kancamagus-Highway. Trotz schwankenden Wetters hatten wir viele schöne Ausblicke. Bunte Wälder glitzerten mit ihren gefrorenen, teilweise mit Reif überzogenen Wassertropfen auch ohne Sonne. Wir brauchten wegen des Wetters zwei Anläufe, sprich zwei Tage, um die berühmten natürlichen Felsstrukturen im Cannon Mountain in New Hampshire, den „Old man of the Mountains“ und den „Indian Head“ zu sehen und natürlich, nach Auswahl eines günstigen Blickwinkels, die Felsformation zu fotografieren. Der geschätzte Leser mag im Internet die Legende vom Old Man als Wächter über das Tal nachlesen. Dabei kommen doch tatsächlich die Mohikaner ins Spiel! Wie ich beim Schreiben feststelle: 2003 war der Felsen abgestürzt. Da hatten wir aber Glück gehabt, dass wir 1999 gereist sind.

Von nun an spielte das Wetter ein wenig Karussell. Wir passten uns an, und nutzten verstärkt die Highways zwischen Vermont und New Hampshire, flexi-

bel wie wir waren. In Montpelier, der Hauptstadt von Vermont, fanden wir noch einmal farbenprächtige Bäume in der Abfolge Gelb, Rot, Grün (kein Scherz!), im Ganzen aber verloren die Bäume doch schon ihre Blätter, abgesehen von den Birken, deren Blätter jetzt während des verstärkten Wechsels der Temperaturen zwischen Tag und Nacht erst recht ihre gelbe Farbe entfalteten.

Offenbar beginnt Halloween in den USA früher als bei uns. Irre Gespensterfiguren zappelten an Häusern oder Sträuchern, Totenköpfe schauten aus dem Boden, teilweise Messer, Sensen oder ähnliches Werkzeug in den gerade noch sichtbaren Händen haltend, manchmal auch den Kopf auf Händen tragend. Man spürte auch: Thanksgiving wurde vorbereitet. Berge von Pumpkins aufgeschichtet, geschnitzte Kürbisgesichter, fröhlich oder blöd, je nach Geschick des Schnitzers, und Zappelfiguren wie fröhliche Vogelscheuchen waren an Leiterwagen befestigt. In einem Gemüseladen neben einem Kürbisfeld fanden wir die farbenprächtigsten Maiskolben, hier Indian Corn genannt, in Rot, Gelb, Grün, Schwarz (!) und in allen Größen bis zu Winzlingen von drei bis vier Zentimetern. Auf einer Hangwiese stand eine schrullige „Kuhausstellung“. Die Viecher waren schwarz-weiß, aus Stoff genäht und ca. 30 bis 40 Zentimeter groß. Es

könnten so an die 100 Stück gewesen sein. Sie gaben keine Milch, aber man konnte sie kaufen.

Übrigens: Wie werden Cranberrys geerntet? Zunächst werden die Sträucher in einer Mulde von ca. 30 bis 40 Zentimetern Tiefe und einer Feldgröße von etwa 30 mal 40 Metern angepflanzt. Zur Erntezeit wird das Feld geflutet, mit dem Rasenmäher werden die Sträucher gemäht, die oben schwimmenden Beeren werden von einem motorbetriebenen Sauger direkt in heuwagenähnliche Gitterkörbe abgesaugt. Easy!

Ich glaube, es reicht jetzt! Auf die Erlebnisse mit den „Nachfahren“ auf Plymouth Plantation und der Mayflower in Massachusetts verzichte ich – wie noch auf manches andere. Jedenfalls: Für mich und meinen Bruder hat sich ein erster Traum von Amerika aus Jugendzeiten, zwar etwas anders als gedacht, großartig erfüllt. Drei weitere und ebenso großartige Reisen sind gefolgt. Ich habe dabei u.a. eine Enkelin (74-jährig) des großen Häuptlings Red Cloud kennengelernt. Aber für alle solche Reisen über Land galt und gilt für mich bis heute: Allein fahren, selbst organisieren, flexibel bleiben.

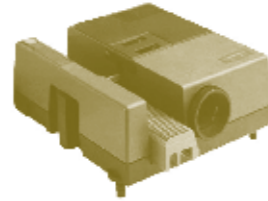
Hermann Josef Brochhagen, Jahrgang 1936, wohnt seit 2024 in der Bergischen Residenz Refrath

Foto: Wikipedia



In meinem Traum.

von Christiane Loewenstein



Ich erinnere mich immer gerne und mit einer gewissen Wehmut an meine Kindheit, die ich durch meine Familie gut behütet in meinem Heimatort auf dem Gremmel verbringen konnte. Auch an meine wunderschönen Urlaubsreisen mit meinen Eltern erinnere ich mich immer wieder gerne zurück. Mein Papa besaß eine Fotokamera der Firma Cosina, PORST reflex C-TL 2,8, um damit zu jeglichen Anlässen wunderbare Fotos zu schießen. Diese wurden nach dem Entwickeln aber nicht in ein Album geklebt, sondern als Dias mit einem Diaprojektor angeschaut. Es war ein Hobby meines Vaters, Dias mit der Hand zuzuschneiden und in die Rahmen zu platzieren. So wurden diese mit Sorgfalt und mit einem fusselfreien Tuch saubergemacht. Immer wieder nahm Papa den Rahmen in die Hand und hielt diesen gegen das Licht, um zu kontrollieren, dass sich nur ja kein Fusselchen oder Staubkorn im Diahalter eingeschlichen hatte. Dann wurde das Dia mit einer Pinzette in den fusselfreien Rahmen gesetzt und geschlossen. Jetzt war es gut geschützt und wurde in ein Magazin eingesetzt.

Es gab zwei Arten von Dia-Magazinen, ein Universalmagazin besaß ca. 36 bis 50 Rillen, in die der Rahmen platziert wurde. Es war aber nicht allzu robust, da die Dias sehr wackelig im Magazin saßen. Es gab aber auch die besseren Magazine, die mit dem Klicksystem, die jeweils 80 bis 100 Dias unterbringen konnten. Dieses war natürlich auch eine Kostenfrage. Die Dias saßen nun in ihrem Magazin und warteten immer darauf, einmal ans Dia-Licht zu kommen.

Die Magazine hatten für jedes einzelne Dia eine fortgeführte Nummer, damit besaß Papa die Kontrolle und wusste ganz genau, welches Dia gerade zu sehen war.

Mein Papa beschriftete alle Magazin-Boxen mit Datum und was es zu sehen gab. Da waren zum Beispiel: Die Fotos von meiner Einschulung, meiner Kommunion, Fotos als ich im Baby- und Kleinkindalter war und auch welche Urlaube wir wo und wann gemacht haben. So z.B. 1965 auf der Insel Borkum, 1969 auf der Insel Djerba, um nur ein paar zu nennen. So hatte man immer einen gewissen Überblick über die wunderbare Mannigfaltigkeit in den Dias meines Papas. Ich war meist diejenige von unserer Familie, die intuitiv entschied, dass es doch an der Zeit wäre, wieder mal einen Dia-Abend zu gestalten. Als ich noch im Kindesalter war, wurde nicht lange überlegt und Mama und Papa stimmten kommentarlos zu. Zu der Zeit, als ich dann aus dem Teeny-Alter schlüpfte und meinen Kokon verließ, wurden die Abende seltener. Da war es oftmals Mama, die an den unumgänglichen Feiertagen, an denen immer das gleiche Fernsehprogramm lief, die Initiative ergriff, um mich und Papa zu ein paar Dia-Stunden zu überreden. Sie freute sich immer riesig und ging direkt in die Küche, um kleine Häppchen und leichtes Knabbergebäck vorzubereiten. Mama servierte uns beiden dann vor Beginn der Schau eine gute Flasche Wein oder es wurde eine Flasche Sekt geköpft. Papa trank wie immer seine Flasche Früh-Kölsch. Dieses taten wir in den glorreichen 70er, 80er und 90er Jahren. Dann gingen wir in



den Partykeller, wo Papa schon alles vorbereitet hatte, und wir saßen gemütlich vor der Leinwand anstatt fernzusehen.

Ein nach dem anderen Magazin wurde in den Dia-Projektor geschoben und dann ging die Reise in die Vergangenheit unserer Familie feucht und fröhlich los. Papa fing meistens mit den Baby- und Kleinkindfotos von mir an, dabei hatten meine Eltern riesigen Spaß, schwelgten in Erinnerungen und häufig flossen ein paar Tränchen der Glückseligkeit. Bei gewissen Fotos ging es dann richtig zu Sache. Wir haben häufig geschmunzelt und wussten vor lauter Freude über diese bezaubernden Bilder nicht, wie wir uns vor Lachen halten sollten. Dabei fielen die Ausdrücke: „Ohhhh und Ahhhh, Ach nee ... und natürlich die Kölschen Tön: „Is datt nitt schön...!“

Unsere Dia-Abende kamen so richtig in Schwung, als genau die Dias zum Vorschein kamen, die so manches amüsante Detail enthüllten. Dann war Schenkelklopfen angesagt und die La-Ola-Welle wurde mit den Servietten entrollt, dazu noch ein dreifaches: „Hey, hey, hey,“ bis zu dem Punkt, wo Mama das Lied „Hossa, Fiesta Mexicana“ von Rex Gildo trällerte. Es waren schöne Stunden, die wir miteinander ver-

bracht haben. Wir teilten die Erinnerung an unsere gemeinsame Zeit, die wir als Familie erleben durften. Jedes einzelne Dia kam aus der Vergangenheit, das uns getragen hat und uns die gegenwärtige Zeit miteinander verbringen ließ. Belustigungen und die süßen Niedlichkeiten der Fotos, die von Mal zu Mal immer lebendiger erschienen, wie in einem wunderbaren Traum, den wir vereint träumten.

So wurden manche Abende in unserem Partykeller zu besonderen gekürt, unvergessliche Augenblicke und Momente der Nähe und Wärme zueinander. Diese erstreckten sich bis weit nach Mitternacht hin und wurden insofern mit vielen schönen Fotos von der Dia-Leinwand ausgefüllt.

Leider haben wir nicht mehr die Möglichkeit, mit der ganzen Familie unsere Dia-Träume zu vollenden. Aber ab und an, wenn die Situation es erlaubt, wagen mein Papa und ich es, dort einzutauchen. Unbeabsichtigt schließe ich meine Augen und erhoffe mir, dass die Zeit aufhört zu laufen, damit dieser Traum niemals endet.

Christiane Loewenstein arbeitet seit 2013 an der Rezeption der Bergischen Residenz Refrath



Das Thema:

Ein Klassiker.

von Sebastian Niederhagen

Foto: Wikipedia

- Das ganze kostet 1 Euro.
- Nur 1 Euro? Das ist ja unglaublich günstig!
- Weil Sie es sind.
- Warten Sie... Moment. Das gibt es doch nicht: Ich habe mein Geld vergessen...
- Dann holen Sie es.
- Wie denn?
- Sie nehmen sich einfach ein Taxi...
- Ich habe doch kein Geld.
- Taxi? Sie wünschen ein Taxi?
- Ja. Aber ich habe kein Geld. Das muss ich erst holen. Können Sie mich nachhause fahren, dann kann ich Sie bezahlen.
- Gut. Aber ziehen Sie sich bitte eine Hose an. So kann ich Sie nicht mitnehmen.
- Wie bitte? Wo ist meine Hose?
- Was ist denn hier los?
- Er hat keine Hose.
- Habt ihr gesehen: Er hat keine Hose.
(Chor, singt: „Er hat keine Hose!“)
- Chef, Sie auch hier?
- Ja.
- Was machen Sie denn hier?
- Das frage ich Sie. Und vor allem...
- Chef, ich kann mir das alles nicht erklären.
- Ich weiß.
- Warten Sie! Bitte!
- Worauf?
- Können Sie mir Geld für eine Hose borgen?
- Warum? Ich kenne Sie nicht. Wer sind Sie?
- Aber Chef, Sie kennen mich nicht?
- Nicht, dass ich wüsste. Was will der Mann?
- Können Sie sich ausweisen?
- Natürlich, Herr Kommissar. Hier sind meine Papiere... Warten Sie... Meine Papiere sind weg...
- Nagut... Dann Ihre Telefonnummer?
- Ja. Die lautet... Vergessen...
- Der Name Ihrer Frau?
- Auch vergessen...
- Und Sie? Wer Sie selbst sind, werden Sie doch wissen.
- Vergessen...
- Vergessen?
- Vergessen!
- „Essen!“
- „...?“
- „Kommst Du?“
- „Ja.“
- „Aber zieh‘ Dir eine Hose an.“

Das Thema:

Mein erfüllter Traum: Aktiver Teilnehmer im Rosenmontagszug.

von Willi Ackermann

Bevor ich mit meinem Bericht über die Erfüllung meines Traumes beginne, folgen einige Bemerkungen über die Anfänge des Kölner Karnevals, die sicher auch interessant sind (Quelle: Internet).

Im Jahr 1823 wurde nach vielen Querelen und Verboten das „Festordnende Komitee“ gegründet. Am 10. Februar des Jahres feierte Köln den ersten Rosenmontagszug unter dem Motto „Thronbesteigung des Helden Carneval“. Mit dabei waren die Roten Funken, die einstigen Stadtsoldaten, die sich gerade als Gesellschaft etabliert hatten, das Geckenberndchen von den Hillige Knäächte und Mägde, Jan von Werth und Kölner „Bauer und Jungfrau“, als Erinnerung an die ehemals Freie Reichsstadt Köln. Damals wie heute steckte ein Mann im Kostüm der Jungfrau.

Nach der Gründung des Festkomitees waren die Kölner nicht mehr zu halten. Auch nach der Jahrhundertwende hielt die „Gründerzeit“ der Narren an. 1902 war das erste Auftreten der Ehrengarde, seit 1906 gibt es die Prinzengarde. Weitere Gesellschaften etablierten sich. Einige seien hier als Beispiel aufgeführt: Alt Severin, Müllemmer Junge, Blaue Funken, Altstädter, Löstige Paulaner, Winzer und Winzerinnen von dr Bottmüll

und die Römergarde (bei letzterer war jahrelang der Sportreporter Kurt Brumme der Präsident). Willi Ostermann mit seinen Liedern und die originelle Grete Fluss machten den Kölner Karneval über die Stadtgrenzen hinaus berühmt.

Doch nun beginnt der Bericht über die Erfüllung meines Traumes. Wir schreiben das Jahr 1956 und ich war gerade mal ein Jahr Mitglied des Männerchores „Sängerbund Concordia“ in Köln-Mülheim. Der Literat unseres Chores (zuständig für die Gestaltung unserer Karnevalsitzungen) war zugleich Mitglied des Festkomitees Kölner Karneval und dort u.a. zuständig für Kostüme. Das Motto für die Karnevalssession 1957 lautete: „Lasst Blumen sprechen“. Prinz Karneval war Willy Herold, Chef des gleichnamigen Blumengeschäftes auf der Schildergasse.

Es folgte ein Beschluss, dass vor dem Prunkwagen des Prinzen eine Gruppe junger Männer mitgehen sollte unter dem passenden Namen „Rosenkavalier“. Hiervon berichtete uns unser Literat nach einer Chorprobe und suchte nun 12 junge Sänger aus. Die waren nicht schwer zu finden. Auch ich gehörte zu diesen „Auserwählten“. In einer der nächsten Proben erschien der Schneider, um von allen genau Maß



Das Kölner Dreigestirn 1957
Prinz Karneval: Willy III (Willy Herold)
Bauer: Siegfried (Siegfried Schlewing)
Jungfrau: Bodi (Bodo Glaub)

zu nehmen. Zwischenzeitlich erhielten wir auch ausführliche Instruktionen, wie man sich als Zugteilnehmer zu verhalten habe. Eine große Überraschung erreichte uns dann einige Tage später: Wir durften das Dreigestirn anlässlich der Prinzenproklamation im Gürzenich bis auf die Bühne begleiten. Dieser Einzug mit Scheinwerfern und Fernsehkameras, die auf uns gerichtet waren, war ein Erlebnis der ganz besonderen Art.

Nach gut einer halben Stunde verließen wir die Bühne, konnten aber das Geschehen weiter verfolgen. So kam ich als Liebhaber klassischer Musik noch in den Genuss, dem damals bekannten Tenor Cesare Curzi bei seinen Opern- bzw. Operetten-Arien zuzuhören.

Der Rosenmontag kam und um 8 Uhr morgens fanden wir uns in einer Schule ein, um geschminkt zu werden und wo uns die hohen Holzstangen mit einem schweren Blumentopf am Kopfende, gefüllt mit langstieligen roten Rosen, übergeben wurden. So ausgestattet, machten wir uns auf den Weg zum Prinzenwagen, an dem der Prinz schon eingetroffen war und wo wir ihm spontan ein musikalisches Ständchen brachten. Dann ging es los. Kaum jemand, der es nicht selbst erlebt hat, kann ermessen was es bedeutet, beim Rosenmontagszug, und direkt vor dem Prinzenwagen, diese großartige Stimmung aufzunehmen. Die Begeisterung der Menschenmassen ist mit Worten nicht auszudrücken. Es war ein unvergessliches Erlebnis.

Es vergingen 14 Jahre. Das Erlebnis der Teilnahme am Rosenmontagszug im Jahr 1957 war für mich Vergangenheit und lebte nur noch in meiner Erinnerung weiter. Doch dann kam das Jahr 1971 und damit auch wieder der Rosenmontagszug. Zum Prinz Karneval war in diesem Jahr Rolf

Hochgürtel, Inhaber des gleichnamigen Modegeschäftes, gewählt worden. Das Sessionsmotto lautete diesmal: Rosen, Tulpen und Narzissen – das Leben könnte so schön sein.

Alle Kostüme der ehemaligen „Rosenkavalier“ hingen seit 1957 unbeschadet in den Kleiderschränken des Festkomitees und waren auch zwischenzeitlich nicht mehr zum Einsatz gekommen. Was lag also näher, als bei dem genannten Motto diesen Zustand zu ändern. Selbstverständlich waren alle „Rosenkavalier“ der Session 1956 – trotz fortgeschrittenem Alter – auch diesmal wieder mit Freuden bereit, im Rosenmontagszug mitzugehen.

Die Begeisterung der Narren am Zugweg war ungebrochen und so wurde diese Teilnahme erneut zu einem unvergesslichen Erlebnis. Und so bestätigt sich die Überschrift: Mein Traum „aktive Teilnahme am Rosenmontagszug“ wurde gleich zweifach erfüllt.

Eine dritte Teilnahme ist jedoch ausgeschlossen. Der Grund: Mit 86 Jahren fehlt mir die Kraft, den schweren Blumentopf – mit Rosen gefüllt – auf einer Holzstange ca. acht Kilometer durch Köln zu tragen.

Mein besonderer Dank gilt Matthias Schumacher, Archivar des Festkomitees Kölner Karneval, der mich, nachdem ich ihn über mein Vorhaben über die Teilnahme an zwei Rosenmontagszügen im BRR-Journal zu berichten, großartig unterstützt und mir Bilder aus dem Archiv des Festkomitees zur Verfügung gestellt hat.

Mein zweiter Traum war dagegen nur ein Hirngespinnst. Frei nach Willy Junggeburch: „Einmal Prinz zu sinn in Kölle am Rhing.“
Willi Ackermann, Jahrgang 1937, wohnt seit 2022 in der Bergischen Residenz Refrath

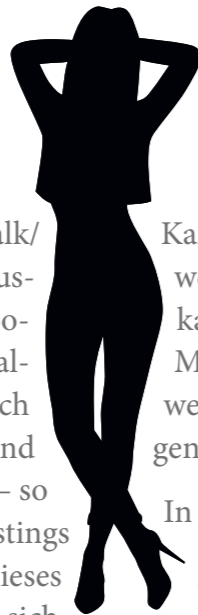


Das Kölner Dreigestirn 1971
Prinz Karneval: Rolf I (Rolf Hochgürtel)
Bauer: Erich (Erich Thonon)
Jungfrau: Josefina (Josef Feldbusch)

Das Thema:

Traumjob Model: Confidence und Attitude

von Heike Pohl



DASS DER WALK (gehen auf dem Catwalk/Laufsteg) eine echte Challenge (Herausforderung) sei und dass es beim Shooting (Fototermin) total auf die Attitude (Haltung) ankomme, dass man einfach unheimlich selfconfident (selbstbewusst) sein müsse und dass dabei zu sein einfach megaaaaaaaa sei – so und ähnlich verlaufen die Dialoge bei den Castings von „Germany’s Next Topmodel“. Man kann dieses Gehabe belächeln oder aber anerkennen, dass sich auch darin der unbedingte Wille der Teilnehmenden ausdrückt, ihre Sache gut machen zu wollen. Schließlich geht’s um nicht weniger als darum, für den eigenen großen Traum nichts unversucht zu lassen.

Seit bald 20 Jahren sucht Heidi Klum, selbst Model, Moderatorin und Produzentin, nach attraktiven Menschen, die sie für schön und talentiert genug hält, um im Model-Business Fuß zu fassen. Bereits bei der Vorauswahl wird klar, was sich die jeweils mehr als zehntausend meist jungen Menschen mehr wünschen als alles andere: Sie wollen Model werden.

Dafür haben sie nicht nur das Deutsch/Englisch-Sprachmix intus, sie sind auch längst auf das eingeschworen, was „die Heidi“ an der eigenen Personality gut finden könnte. Dann fallen Sätze wie: Mein ganzes Leben lang schau ich schon die Show, ich bin mit Heidi aufgewachsen. Und man ahnt, dass der Wunsch nach dem Traumjob viel mehr ist als ein vorübergehender Spleen.

Anders als man vielleicht unterstellen möchte, ist die Suche nach dem Topmodel keins der üblichen Trashformate, die darauf fußen, ihre „Besatzung“ gnadenlos sich selbst und dem Publikum preiszugeben, wenngleich die „Challenges“ den einen oder anderen

Kandidaten an seine Grenzen bringen und dabei wenig glänzen lassen. Wer es nicht besser weiß, kann es beim Zusehen zumindest erahnen: Das Modelleben ist vieles, doch kein Zuckerschlecken, weder das in der Show noch das auf den Laufstegen von London, Paris, New York oder Mailand.

In nahezu gleichem Maße wie die Show fasziniert, ruft sie auch Kritiker auf den Plan. An bisweilen boshaft-gehässigen Verrissen mangelt es nicht.

Die schießen in ihrem Gift oftmals mindestens so weit übers Ziel hinaus, wie sie das der Klum und ihrer Show im selben Atemzug unterstellen.

Show und Klum machen jedenfalls klar: Der vermeintliche Traumjob erfordert Disziplin bis hin zur Selbstaufgabe. Wer punkten will, muss vor allem unter kommerziellen Aspekten überzeugen können. Das kann man noch so blumig umschreiben, wie es beispielsweise die Agentur CM Models auf ihrer Webseite schafft, am Ende geht es ganz klar ums Geschäft und nicht darum, wen das Publikum liebt: „Zuallererst ist es wichtig zu betonen, dass du einzigartig bist und dich selbst so akzeptieren solltest, wie du bist. Du bist wundervoll und genau richtig, so wie du bist. Schönheit liegt im Auge des Betrachters, und am Ende entscheiden die Kunden, welches Model sie für ihre Kampagnen buchen möchten. Mit dem richtigen Look, Selbstbewusstsein und harter Arbeit kannst du jedoch definitiv deinen eigenen Erfolgsweg einschlagen.“

Und schließlich bleibt: In welchem anderen Traumjob hat man als Bewerber schon die Chance, sich und sein Talent an Traumorten, betreut und trainiert von Profis, protegiert von einem Star und mit der Aussicht auf einen Arbeitsvertrag und 100.000 Euro Sofort-Gewinn seinen künftigen Arbeitgebern zu präsentieren?

Das Thema:

Eine Nacht in Verona.

von Ingrid Zimmermann



Alle Menschen träumen und viele Träume sind Wunschträume und lassen uns der Wirklichkeit entfliehen. Mich bringt Musik zum Träumen. Meinen schönsten Traum habe ich vor Jahren in der Arena von Verona mit Giuseppe Verdis Oper *Aida* erlebt.

Die Arena von Verona ist das älteste römische Amphitheater der Welt und wurde 1913 zum hundertsten Geburtstag von Verdi mit *Aida* neu eröffnet.

Ich bin mit einer kleinen Gruppe für eine Nacht zu einer Aufführung von *Aida* zum Flughafen Valerio Catullo geflogen und dann mit dem Bus nach Verona gebracht worden. Wir bekamen in der Arena Plätze mit guter Sicht auf die Bühne. Was dann geschah, war unbeschreiblich. Es war ein Traum!

Die äthiopische Prinzessin Aida wurde als Sklavin an den Hof des ägyptischen Pharaos verschleppt und verliebte sich dort in den Feldherrn Radamès. Der ägyptische Heerführer musste sich entscheiden zwischen seiner Liebe zu Aida und seiner Treue dem Pharao ge-

genüber. Das Liebespaar wurde von der ägyptischen Pharaonentochter Amneris, die Radamès eigentlich heiraten sollte, verraten. Radamès wurde zum Tode durch Einmauern in der Grabkammer verurteilt. Dort erwartete ihn bereits Aida, die freiwillig mit ihm in den Tod ging.

„Leb’ wohl, o Erde, o du Tal der Tränen.“ (Liebestod von Aida und Radamès, Triumphmarsch)

Während der Aufführung mit dem großartigen Bühnenbild, den prächtigen Kostümen, dazu die ergreifende Musik von Verdi, nahm man Anteil an dem Schicksal von Liebe und Leid von Aida und Radamès. Man war fern von der Wirklichkeit in einer Traumwelt.

Am Ende kam das Erwachen, der Traum war dahin. Doch die Erinnerung an diesen Traum ist mir geblieben!

Ingrid Zimmermann wohnt seit 2017 in der Bergischen Residenz Refrath

Foto: Wikipedia



Spargelzeit.

von Heike Pohl



„Citius quam asparagus coquatur“, soll's im alten Rom geheißen haben. Das war die kaiserliche Aufforderung ans versklavte Hauspersonal, schneller zu arbeiten, als der Spargel zum Garen brauche. Den Römern verdanken wir vermutlich auch, dass es der Spargel bis hierher und zu den Germanen geschafft hat.

Spargel gehört zum Lieblingsgemüse vieler Deutscher. Er schmeckt ja auch köstlich, gleich ob in Suppen, Salaten oder pur, wie Gott ihn schuf. Dazu Butter und Kartoffeln – die feinen Aromen ergänzen sich zu purem Genuss.

Relativ kurz ist sie allerdings, die Spargelzeit. Und nach ihr hatten wir in unserem Rätsel in der letzten Journalausgabe gefragt. Die erste Ernte erfolgt Mitte bis Ende April, je nach Wetterlage. Geerntet wird dann traditionell bis zum Johannistag, dem 24. Juni, auch als Spargelsilvester bekannt. Ab dann heißt es für die Puristen unter den Spargelfans wieder: Warten bis zum nächsten Jahr.

Ursprünglich wurde Spargel bei uns von Mönchen als Heilpflanze angebaut. Die begehrten Stangen landeten dann etwa ab dem 16. Jahrhundert auf den Tälern von Adligen und Betuchten, bevorzugt in den Königshäusern.

Als Nahrungsmittel angebaut wurde Spargel zum ersten Mal im Stuttgarter Lustgarten. Barbara Gonzaga von Mantua, Tochter eines Markgrafen und erste Herzogin von Württemberg, brachte das Gemüse um 1480 herum nach Süddeutschland. Sein eigentlicher Siegeszug begann, als man ihn später auch in Gläsern und Dosen konservieren konnte. Per Zufall kam man schließlich auf den Geschmack und kultivierte den einst nur grün bekannten Spargel ab dem 19. Jahrhundert in seiner weißen Gestalt. Unter Abdeckungen aus Ton, zum Schutz vor Ungeziefer und Kälte, bildete die Pflanze keine Fotosynthese und blieb

bläss. Weil er so zarter und feiner schmeckte, deckte man den Spargel ab da mit Erde zu und sticht ihn, bevor er das Tageslicht erblickt.

Botanisch betrachtet, gehört Spargel zu den Liliengewächsen und gedeiht über die ganze Welt verteilt in mehr als 300 Arten. Wärmt sich im Frühjahr der Boden auf, treibt die Pflanze aus und schießt ihre Knospen senkrecht empor Richtung Sonnenlicht, wo sich die Spitzen erst violett und dann grün verfärben. Auf etwa 22.000 Hektar Anbaufläche wächst nach Angaben des Statistischen Bundesamts auf deutschen Feldern Spargel. Erntet man ihn nicht, bilden sich lange grüne Triebe mit kleinen Blüten. Die weiblichen Pflanzen bilden kleine rote Beeren, die allerdings ungenießbar sind, es sei denn man zwitschert und ist ein Vogel.

Am besten gedeihen die Pflanzen auf sandigem Boden. Spargel anzubauen, ist aufwändig und setzt weitreichende Kenntnisse voraus. Bevor die erste Ernte eingefahren werden kann, muss der Spargelbauer wässern, düngen und die Erdhügel regelmäßig von Unkraut freihalten. Erst ab dem dritten Jahr nach der Pflanzung kann auch geerntet werden. Während der Erntezeit sind täglich mehrere Durchgänge notwendig, die treibenden Stangen zu ernten, sodass sie keine Gelegenheit haben sich zu verfärben. Zeigen sich feine Risse im Boden, ist das ein Indiz für einen durchbrechenden Spargelkopf, der geerntet werden muss.

Deutschland gehört zu den größten Spargelproduzenten weltweit, das Gemüse ist aber inzwischen ganzjährig und aus vielen Teilen dieser Welt erhältlich, unter anderem aus Südamerika.

Spargel kann man übrigens auch roh essen. Das schmeckt lecker nussig und ist zudem sehr gesund. Das Gemüse enthält viel Vitamin C und Folsäure und wirkt entgiftend und harntreibend.



Foto: Wikipedia



Sandro Botticelli: Primavera (Ausschnitt)

Wer findet die fünf Fehler?

Ich träumte von einer schönen Dame, aus deren Mund Frühlingsblumen als kostbar gewirkte Kette wuchsen wie aus einer Wurstmaschine. Der Traum war so wun-

derbar, dass ich, als ich kurz aufwachte, alles daran setzte, ihn weiterzuträumen. Dies gelang mit tatsächlich. Nur ganz beiläufig waren es ein paar Kleinigkeiten, die sich verändert hatten. Bloß welche es waren, konnte ich trotz aller Anstrengungen nicht erkennen. *sn*

4	9							1
		6	4					7
	1							
		8	6	7				3
			3	1		8		
					5	6		
6	8	1		4				
	2			3			4	8
		3				2		

Sudoku.

Ziel des Spiels ist, die leeren Kästchen mit den Ziffern 1 bis 9 zu füllen. Dabei gilt folgende Regel: In jeder Zeile, jeder Spalte und jedem Block dürfen die Ziffern von 1 bis 9 nur einmal vorkommen. Das Spiel ist beendet, wenn alle Kästchen korrekt gefüllt sind.

Übrigens: Die moderne Form des Sudoku wurde vom Amerikaner Howard Garns erfunden und erschien erstmals im Jahr 1979. Populär wurde es jedoch zunächst in Japan, daher sein Name.

Lösung Sudoku:

9	5	2	8	6	1	3	4	7
8	4	1	9	3	7	5	2	6
6	3	7	2	4	5	1	8	9
4	1	9	5	8	2	6	7	3
5	7	8	6	1	3	4	9	2
3	2	6	4	7	9	8	5	1
2	8	4	3	9	6	7	1	5
7	6	4	2	1	5	9	8	3
1	3	9	7	8	5	2	6	4

Kloster- vorsteher	▼	geschl. Haus- vorbau	franz. Adels- prädi- kat	Ausruf des Schmer- zes	▼	eh. US- Tennis- spieler (John)	▼	veralt.: Kämpfer	▼	ehem. schwedi- sche Pop- gruppe	▼	Mineral, Berg- kristall	höfliche Anrede für Männer
Umsicht, Vorsicht	▶	▼	6	▼				Fraktur	▶				▼
Anhäng- lichkeit	◀	13				kroati- sche Adriain- sel	▶			unter- irdischer Weg		poet.: Fluss- land- schaften	
Jäger- rucksack		Stifter	rötlicher Hautaus- schlag	▶				die Land- wirtschaft betref- fend	▶				2
▶	▼	1	▼	engl. Prinzes- sin		ge- wandter Redner		ver- steckter Spott	▶	poet.: das Blau des Himmels			
Größen- verhält- nis, Eben- maß	▶									3	Hülsen- frucht		Enttäu- schung, Verdruss
Frosch- lurch		Gewichts- einheit (Kw.)		vorher, früher	5					Mostrich	▶		10
▶	▼	9	Arbeits- speicher (EDV)		griech. Liebes- gott	▶				Kanton der Schweiz		Seevogel der Nord- meere	
körniges Tiefen- gestein	▶					4	fertig gestelltes Gebäude	▶					7
Vorname von Fitzgerald	▶					Götter- vater der nord. Sage	▶			8	Kfz.-Z.: Saarlouis	12	
Bew. der ital. Haupt- stadt	▶		11					Wirkung, Erfolg	▶				

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----

Gewinnen Sie einen der vielen Preise!

Schicken Sie einfach eine Postkarte mit dem richtigen Lösungswort an:

Bergische Residenz Refrath
Stichwort: „Frühlingsrätsel“
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

oder senden Sie unter Angabe Ihrer Postadresse eine E-Mail an: info@bergischeresidenz.de

Die Preise werden unter den korrekten Einsendungen verlost. Einsendeschluss ist der 1. Juni 2024. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

1. Preis: Ein Gutschein über 25 EUR der *Parfümerie Becker*. **2. Preis:** Ein Gutschein über 20 EUR von *Wein & Fein*. **3. Preis:** Ein Gutschein über 15 EUR von *Pusteblyume, Refrath*.

Kleiner Tipp zum Kreuzworträtsel- Lösungswort dieser Ausgabe:

In vielen Ländern und Kulturen unserer Welt geht man dieser Tradition nach. Sie stammt aus vorchristlicher Zeit und bringt Demut und Wertschätzung zum Ausdruck.



Niklas Frank: Ein Leben für Demokratie und Aufklärung

Text: Heike Pohl

Der Vater Hans Michael Frank gehörte zu den 24 angeklagten Hauptkriegsverbrechern der Nürnberger Prozesse und war Hitlers Rechtsanwalt und höchster Jurist im Dritten Reich. Er avancierte zum Generalgouverneur, ging als „Schlächter von Polen“ in die deutsche Geschichte ein und wurde am 1. Oktober 1946 schuldig gesprochen, zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Der Sohn Niklas Frank hat es sich seit seinem 1987 erschienenen Buch „Der Vater. Eine Abrechnung“ zur Lebensaufgabe gemacht, über dessen Mitwirkung am Holocaust, über die Schuld seiner Mutter, über die Verbrechen der Nationalsozialisten, über die Verbrechen der Deutschen an Millionen Menschen aufzuklären und insbesondere vor den Mechanismen



Familie Frank. Vorne in der Mitte: Niklas Frank

eindringlich zu warnen, die je wieder in Faschismus in Deutschland münden könnten.

In seinen zahlreichen Büchern befasst sich der 85-jährige Journalist und Zeitzeuge seither mit der Aufarbeitung der Verbrechen des Nationalsozialismus, deren Halbherzigkeit, wie er diese zusammenfasst, er konsequent und unbequem mahnend anprangert. Noch nie sei ihm bislang je eine Menschenseele in den Landesarchiven begegnet, die den Massenmord in tausenden Akten dokumentieren. Noch nie habe er bei den Recherchen für seine Bücher – Frank hat über 1000 Entnazifizierungsakten gesichtet und studiert, in denen ihm unzählige Lügen, Ausreden und Reinwaschungen begegnet seien –, zwischen den Re-

galen jemanden nach Akten der eigenen Angehörigen suchen sehen. Auch sich selbst bezeichnet er als „Riesenfeigling“ und als „ziellos dahindümpelnden Charakter“, der anfänglich „nichts für Demokratie und nichts gegen den um mich wabernden Antisemitismus unternahm“.

Das Wiedererstarken der extremen Rechten, zunehmender Antisemitismus und Rassismus, teilweise bis zu 30 % Zuspruch für eine als in Teilen rechtsextrem eingestufte Partei, all das vor dem Hintergrund des von ihm als dröhnend wahrgenommenen Schweigen der deutschen Mehrheit – diese Gemengelage liegt Frank so schwer auf der Seele, dass er es nicht bei seinen Büchern, Interviews und Lesungen belassen mochte. Und so wurde aus seiner Intention, die

von ihm empfundene vielfache Scheinheiligkeit im Umgang mit den unaussprechlichen Verbrechen zwischen 1933 und 1945 aufzuzeigen und die Öffentlichkeit aufzurütteln, schließlich die Idee geboren, ihr ein Denkmal zu setzen.

Es gebe in Deutschland viele *Stolpersteine* und über 300 Gedenkstätten oder Denkmäler, die dazugehörigen Infocenter seien hervorragend und klärten auf, er habe aber dennoch seit Jahrzehnten „dieses Gefühl der Scheinheiligkeit“, schreibt Frank in seinem aktuellen Buch. „Scheinheilig insofern, als die Gesellschaft drum herum nie den Schrecken der Untaten an sich herankommen ließ“. Im Buch kommen u.a. zu Wort: der Wiener Oberrabbiner Jaron

Engelmayer, der Antisemitismusbeauftragte der Bundesregierung, Dr. Felix Klein, der Direktor der Bildungsstätte Anne Frank, Prof. Dr. Meron Mendel, der Oscar-Preisträger Volker Schlöndorff und der Historiker Prof. Dr. Michael Wolffsohn. („Zum Ausrotten wieder bereit?“, Dietz Verlag).

Mehr als ein Jahr Planung und Vorbereitung vergingen bis zur Umsetzung und bis das Mahnmal im Dezember letzten Jahres in Schleswig-Holstein auf der grünen Wiese, direkt neben dem Reetdachhaus von Niklas Frank, enthüllt werden konnte: Ein überlebensgroßes Krokodil, gekleidet in den Farben des Landes, das sich an eine überdimensionale Träne klammert, von seinem Stifter und Financier herausfordernd als „einzig ehrliches Denkmal für die von uns* ermordeten jüdischen Kinder, Frauen und Männer“ bezeichnet. Der kleine Stern hinter dem Wörtchen „uns“ erweitert den Kreis der Schuldigen auf Österreich.

Ursprünglich hatte Frank geplant, einen alten, restaurierten Traktor von Niedersachsen aus, wo sein Mahnmal gebaut worden war, bis vor sein Haus am Nord-Ostsee-Kanal bei Brunsbüttel zu lenken, im Schlepptau einen Anhänger, darauf die Riesenträne samt Krokodil. Er habe mit den Leuten unterwegs ins Gespräch kommen und sich begleiten lassen wollen von einem Fernsteam, um Aufsehen zu erregen für seine große Sorge, wonach wir Deutschen zu lange und zu laut schweigen könnten angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen.

Alles war geplant gewesen und dann sei das Ungeheuerliche geschehen – das Massaker vom 7. Oktober 2023 in Israel.

Der Schock war groß. Seine Trauer auch. Also habe er alles abgesagt. Und so wurde das Krokodil per Spedition und ohne viel Aufhebens im November letzten Jahres in kleiner Runde enthüllt. In seiner Rede

zur Einweihung machte Niklas Frank klar, was ihn antreibt, was ihn motiviert und was ihn zu diesem Mahnmal bewogen hat: „Es steht symbolhaft für den Umgang von uns Deutschen mit den Verbrechen an den Juden im Dritten Reich“, fasste er zusammen. Jeder Betrachter könne sich und seine Haltung dazu in der Träne selbst spiegeln.

„Wir Deutschen haben das Leid, das wir sechs Millionen Juden angetan haben, nie persönlich an uns herankommen lassen. Wenn man nämlich seine eigenen Liebsten an die Stelle nimmt, wo wir alle nur diese Fotos im Kopf haben von den Millionen ermordeten Menschen, bekommen wir vielleicht ein Millionstel von dem Leid mit, das wir diesen unschuldigen Menschen bereitet haben“, hielt er in deutlich bewegter Stimmlage fest.

Das Mahnmal kann man mieten, zu einem eher symbolischen Preis. Frank wünscht sich, dass es auf Reisen gehe, quer durch die Republik.

„Nie wieder“, diesem eindringlichen Appell, mahnend in Stein gemeißelt vor dem Geburtshaus von Hitler in Braunau, fühlt sich Niklas Frank aus tiefster Seele verpflichtet. Dafür provoziert er mitunter bewusst, dafür rüttelt er auf, dafür gibt er sich sperrig und unbequem, dafür geht er mitunter auch bewusst

über Grenzen hinaus. Diese Form von „Radikalität“ dürfte dort geboren sein, wo er schon als Kleinkind täglich der „Banalität des Bösen“ begegnet ist – in einem Elternhaus, das seinen Kindern ein solches Erbe hinterlassen hat. Dass jetzt so viele Menschen auf die Straßen gehen, dass so viele über Parteigrenzen hinaus in vielen Städten ihre Stimmen erheben gegen die offengelegten menschenfeindlichen Pläne rechtsextremer Kräfte im Land, das kann man als demokratischer Mensch und Bürger und einmal mehr vor dem Bemühen dieses Mannes einfach nur von Herzen begrüßen.

Mehr unter: www.niklasfrank.de



Hintergrund:

Ironie.

von Dr. Klaus Hachmann



SOSO...

Ironie¹ ist ein weitverbreitetes Stilmittel in der mündlichen Kommunikation. Eingesetzt wird dieses Stilmittel oft, um Kritik zu üben oder etwas humoristisch zu unterstreichen. Allgemein verleiht es der Aussage mehr Gewicht.

Als rhetorisches Stilmittel bezeichnet die Ironie vornehmlich den Umstand, dass etwas durch das Gegenteil ausgedrückt wird. Teile einer Botschaft werden ins Gegenteil verkehrt; man äußert also das Gegenteil von dem, was man eigentlich meint. Die Ironie bedient sich also der Technik der *Bedeutungsumkehr* und ist so ein Mittel, um etwas zwar zu sagen, aber bei dem beide, Sprecher und Kommunikationspartner, wissen, dass es nicht ausgedrückt sein soll: Es ist das Gegenteil der Aussage gemeint.

Wichtig ist hierbei, dass die Empfänger erkennen können, dass es Ironie ist. Sonst wird der Ironiker missverstanden. Es ist also ein gemeinsames Wissen, dass die Äußerung ironisch gemeint ist, notwendig. Das heißt, wenn diese Art des Sprachstils angewendet wird, ist damit auch eine gewisse gegenseitige Hochschätzung verbunden.

Daher ist es schwierig, eine ironische Aussage in eine andere Sprache zu übersetzen.

Eine häufige Definition besagt, Ironie sei das Gegenteil des Gesagten. Das fasst das Wesen der Ironie jedoch zu eng. Ein Beispiel ist ein gut gekleideter Politiker, der ironisch in einem Satz kommentiert wird: „Er ist stets außerordentlich gut gekleidet.“ Durch das Auslassen weiterer Bewertungen kommt die Frage auf, warum die politisch wichtigen Fähigkeiten nicht angesprochen werden. Gemeint sein kann eine

wahrgenommene Unfähigkeit oder Profillosigkeit, jedenfalls nicht das direkte Gegenteil – der Politiker ist tatsächlich stets außerordentlich gut gekleidet.

Menschen mit Autismus besitzen eine angeborene Entwicklungsstörung des Gehirns. Dadurch sind das Sozialverhalten und die Kommunikationsfähigkeit beeinträchtigt. Einen bestimmten Humor und Ironie verstehen Autisten nicht gut.

Nimmt man die Ironie als kulturelle Kategorie², drängt sich die Frage auf: Gibt es sie überall oder benötigt sie einen bestimmten kulturellen Humus, um zu gedeihen? Der Ironiker hält sich für souverän, erhebt sich und blickt von oben herab. Das Gefühl, über anderen und über den Dingen zu stehen, ermöglicht erst die ironische Perspektive. Kommt man aus Ostasien, gerät man leicht in Verwirrung, wenn man eines Tages mit Ironie konfrontiert wird. Im Koreanischen findet man kein Wort, das der Bedeutung nach der Ironie direkt entspräche. Warum hat sich in Korea die Ironie nicht herausgebildet?

Dafür lassen sich verschiedene Faktoren nennen. Einer davon dürfte die Sprache sein. Die Kategorie des Honorativs, des sprachlichen Respektausdrucks, der in den europäischen Sprachen nicht existiert, spielt dabei eine wichtige Rolle. Sprachlich vorgegebene Respektbezeugung lässt kaum Raum für die Ironie.

Im Alltag ist das Dekodieren eigentlicher Bedeutung oft schwierig³. Es setzt Weltwissen beim Hörer, Angaben zum Kontext und oft auch Kenntnisse des Sprechers voraus. Setzen Sie Ironie also mit Bedacht ein, um peinliche Momente – und die müßige Korrekturphrase „Das war ironisch gemeint“ – zu vermeiden. Speziell in der geschriebenen Sprache, wo unterstützende Faktoren wie Tonfall und die Mimik fehlen.

Im Gegensatz zur Ironie ist Sarkasmus selten lus-

tig. Er ist Hohn und Spott und zielt darauf ab, den Empfänger zu verletzen oder vor anderen lächerlich zu machen. Sarkasmus beschreibt also *die Absicht einer Aussage*, nicht das eigentliche Stilmittel. So müssen sarkastische Aussagen nicht zwingend ironisch sein. Sehr oft kommen Sarkasmus und Ironie aber in Kombination vor. Speziell in der persönlichen Kommunikation. Und genau darum bereitet auch die Abgrenzung immer wieder Mühe:

„Kein Problem, warte ruhig noch etwas länger. Die Ampel wird sicher bald nochmals grün.“

Der antike, griechische Dichter Aesop schreibt in einem Gleichnis: „Ursprünglich wurden dem Menschen 30 Lebensjahre zugestanden. Mit dieser kurzen Spanne war der Mensch aber unzufrieden, und so nahmen die Götter dem Esel, dem Hund und dem Affen einige Jahre ab und gaben sie dem Menschen. Der Mensch hat nun die ersten 30 Jahre seines Lebens zu eigen, die nächsten 18 Jahre muss er sich plagen wie ein Esel. Zwischen dem 48. und 60.

Lebensjahr liegt er dann in der Ecke, knurrend wie ein alter Hund, und wenn es hoch kommt, sind ihm noch weitere 10 Jahre beschieden, in denen er nährisch ist wie ein Affe.“

Ein andalusisches Sprichwort sagt: „Lobe den Brunnen, in den deine Schwiegermutter gefallen ist, aber schöpfe kein Wasser daraus.“

Otto von Bismarck hat einmal gesagt: „Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehen. Man denkt immer, das Eigentliche sollte erst noch kommen, bis man plötzlich sieht, dass bereits alles vorbei ist.“

Fjodor Dostojewski hat gesagt: „Ich liebe die Menschen. Nur die Vorstellung, mit einem von ihnen das Zimmer zu teilen, ist mir unerträglich.“

Der römische Philosoph Seneca sagte: „Wie glücklich man an Land war, merkt man erst, wenn das Schiff untergeht.“



Ironie und Sarkasmus

² Neue Zürcher Zeitung

³ Ironie, Sarkasmus, Zynismus – was ist der Unterschied? Fabio Schmuki



Frühling

von Inge Thoma

Ihn lobzupreisen fällt nicht schwer.
Frisch und beschwingt kommt er daher.
Sein lauer Wind weckt die Natur
in Wiesen, Wäldern, Feld und Flur.
Es keimt und sprießt, wächst und gedeiht.
Die Erde trägt ihr schönstes Kleid.
Von zartem Blütenduft umweht,
er ihr galant zur Seite steht.

Er komponiert und leitet sie:
die große Frühlingsinfonie.
Was Stimme hat, ob groß, ob klein,
das bringt sich voller Inbrunst ein.
Der Jubelchor die Seele weitet
und Lebensfreude sich verbreitet.
Sein Charme bezaubert, rührt uns an.
Kein Mensch sich ihm entziehen kann.



Impressum:

Herausgeber:
Bergische Residenz Refrath GmbH
Dolmanstraße 7

51427 Bergisch Gladbach
Chefredaktion:
Susanne Rönnau (verantwortlich)
roennau@bergischeresidenz.de

Artdirection/Layout:
Sebastian Niederhagen
mail@sebastian-niederhagen.de

Redaktion/Text: Heike Pohl
heikepohl@yahoo.de

Redaktionsadresse:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909
info@bergischeresidenz.de
www.bergischeresidenz.de

Gerichtsstand und Erfüllungsort:
Amtsgericht Bergisch Gladbach
HRB 86935
Steuernummer: 204/5711/1882
Sitz der Gesellschaft: Bergisch Gladbach

Ansprechpartnerin Anzeigen:
Petra Lüttmann
Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909

© Credits: Bildmontage S. 1, 32:
Sebastian Niederhagen; Fotos: S. 13,
16, 21, 23, 24: Wikipedia; S. 21: DDJJ
(https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Verona_Arena_exterior_-_august_2019_02.jpg), <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>; S. 2, 7, 9, 15: iStock; S. 19, 30: Heike Pohl; S. 14, 26, 27: Privat; Silhouetten S. 2/3, 4: Freepik

Für unverlangt eingesandte Manuskripte
und Bilder wird keine Haftung
übernommen.

Die Redaktion behält sich vor,
eingereichte Beiträge auszuwählen,
sie zu kürzen und redaktionell zu
bearbeiten.

Die nächste Ausgabe erscheint im
September 2024

© Bergische Residenz Refrath 2024



Anzeige

Durchblick!

Bei allen Versicherungs- und
Finanzfragen



Geschäftsstelle
Sven Höppner

Selmastr. 16
45127 Essen
Tel 0201 17893767
sven.hoepner@ergo.de

ERGO

Anzeige




**BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ**

Dolmanstraße 7 * 51427 Bergisch Gladbach
Tel. 02204/929 0 * info@bergischeresidenz.de

GL KOMPAKT

Mit GL KOMPAKT
immer mitten im
Geschehen



**Mitreden.
Mitmischen.
DABEI SEIN.**

www.glkompakt.de

yanlev - stock.adobe.com

